

Manhattan by
GOLDMANN

Buch

Seit sie ihren Job in der Unterwäscheabteilung eines Kaufhauses verloren hat, ist Stephanie Plum in den Straßen von Trenton, New Jersey, in speziellem Auftrag unterwegs: Sie spürt mutmaßliche Ganoven auf, die gegen Kautionsfreilassung wurden und dann das Weite suchten. Der Übeltäter ist diesmal eine junge Frau, Maxine Nowicki, die vor Gericht zitiert wird, nachdem sie das schicke Auto ihres Ex-Freunds Eddie gekapert und sich damit abgesetzt hat. Als Maxine nicht zur Verhandlung erscheint, wendet sich Eddie an Stephanie. Denn erstens will er seinen Wagen wieder und zweitens die darin befindlichen Liebesbriefe, die ihm mittlerweile etwas peinlich sind. Aber so leicht läßt sich Maxine nicht fassen. Geschickt jagt sie den armen Eddie samt Stephanie von einer Station zur nächsten. Als falsche Fährte muß auch Sally Sweet herhalten, ein Rockstar und mutmaßlicher Transvestit, der unversehens in den Strudel der Ereignisse hineingezogen wird: Es kommt zu einer Serie merkwürdiger Unfälle, die alle Menschen aus Maxines unmittelbarer Umgebung treffen, dann wird auch noch eine ihrer Freundinnen ermordet, und Eddie Kuntz hat man entführt sowie von Kopf bis Fuß mit häßlichen Beschimpfungen tätowiert. Doch all das verblaßt angesichts der Gefahr, der Stephanie ins Auge sehen muß: Nachdem ihr Apartment einem Brandanschlag zum Opfer fiel und sie kein Geld für ein Hotelzimmer hat, muß sie samt Hamster Rex bei Joe Morelli Unterschlupf suchen, dem unwiderstehlichen Polizisten und stadtbekanntem Schweenöter...

Autorin

Janet Evanovich stammt aus South River, New Jersey, und lebt heute in Fairfax, Virginia. Sie hatte bereits eine Serie von romantischen Frauenromanen veröffentlicht, bevor sie sich dem Krimi zuwandte. Mit dem vorliegenden Roman hat sich die Zahl der von der Kritik begeistert gefeierten Stephanie-Plum-Krimis bereits auf vier erhöht, ein fünfter ist in Vorbereitung.

Bereits bei Goldmann erschienen

Einmal ist keinmal. Roman (42877)

Zweimal ist einmal zuviel. Roman (Manhattan, 54027)

Eins, zwei, drei und du bist frei. Roman (Manhattan, 54055)

Janet Evanovich

Aller guten Dinge
sind vier

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Mechtild Sandberg-Ciletti

Manhattan by
GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
»Four to Score«
bei St. Martin's Press, New York

Manhattan Bücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Deutsche Erstausgabe 3/99
Copyright © der Originalausgabe 1998
by Evanovich, Inc.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Die Nutzung des Labels Manhattan
erfolgt mit freundlicher Genehmigung
des Hans-im-Glück-Verlags, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Verlagsnummer: 07145
Redaktion: AB / Viola Eigenberz
Herstellung: Katharina Storz / Str

eISBN: 978-3-641-07145-5

Im Juli lebt sich's in Trenton wie in einem riesigen Pizzaofen. Man schmort in Dämpfen und Gerüchen.

Weil ich von dem großen Sommer-Happening auf keinen Fall was versäumen wollte, hatte ich das Schiebedach meines Honda CRX geöffnet. Mein braunes Haar war zum Pferdeschwanz gebunden, die Locken vom Wind zerzaust. Die Sonne brannte mir auf den Kopf, und unter meinem schwarzen Spandex-Sport-BH tröpfelte der Schweiß. Ich hatte passende Spandex-Shorts an und ein ärmelloses schlabberiges Baseballhemd der Trenton Thunders. Ein ideales Ensemble eigentlich, nur ließ es mir keinen Platz für meine .38er. Das hieß, ich würde mir eine Kanone leihen müssen, um meinen Vetter Vinnie abzuknallen.

Ich ließ den Wagen vor dem Laden stehen, in dem Vinnie seine Geschäfte als gewerblicher Kautionssteller betreibt, sprang raus, rannte über den Bürgersteig und riß die Bürotür auf. »Wo ist er? Wo ist dieses miese Schwein, das die Frechheit besitzt, sich Mensch zu nennen?«

»O-o!« sagte Lula, die hinter dem Aktenschrank stand.
»Alarmstufe hundert.«

Lula ist früher mal anschaffen gegangen, jetzt ist sie für die Ablage zuständig und gibt mir manchmal Hilfestellung, wenn ich auf flüchtige Klienten Jagd mache. Wenn Menschen Autos wären, wäre Lula ein wuchtiger schwarzer 53er Packard mit chromblitzendem Kühlergrill, überdimensionalen Scheinwerfern und dem Knurren eines Fleischerhundes. Strotzt vor Muskeln. Viel zu üppig für einen Kompaktwagen.

Connie Rosolli, die Büroleiterin, rückte ein Stück von ihrem Schreibtisch ab, als ich reinkam. Dieses Vorzimmer, in das Freunde und Verwandte von Übeltätern aller Art kamen, um finanzielle Unterstützung zu erbitten, war ihre Domäne. Hinten, im Allerheiligsten, saß mein Vetter Vinnie, machte Mr. Johnson die Hölle heiß und beriet sich mit seinem Buchmacher.

»Hey«, rief Connie, »ich weiß schon, warum du so sauer bist, aber ich hab damit nichts zu tun. Ich an deiner Stelle würde diesem Mistkerl einen solchen Tritt in den Hintern geben, daß er bis zur nächsten Kreuzung fliegt.«

Ich schob mir die Haarsträhne, die sich aus dem Pferdeschwanz gelöst hatte, aus dem Gesicht. »Ein Tritt reicht nicht. Ich glaub, ich knall ihn ab.«

»Dann mal los!« sagte Lula.

»Genau«, stimmte Connie zu. »Knall ihn ab.«

Lula musterte mich von oben bis unten. »Brauchst du eine Kanone? Ich seh nirgends an dem Spandexzeug sowas wie eine Ausbuchtung von einer Waffe.« Sie lupfte ihr T-Shirt und zog eine Chief Special aus dem Bund ihrer abgeschnittenen Jeansshorts. »Du kannst meine nehmen. Mußt nur aufpassen; sie hat ein bißchen Schlagseite.«

»Was willst du mit so einer Spielzeugpistole«, sagte Connie und zog ihre Schreibtischschublade auf. »Ich habe eine Fünf- undvierziger. Die reißt ein richtig schön großes Loch.«

Lula griff nach ihrer Handtasche. »Moment mal. Wenn du so was willst, geb ich dir meinen Kracher, eine vierundvierziger Magnum. Wenn's da knallt, passiert echt was, verstehst du? Die reißt ein Loch, da könntest du einen VW-Bus durchfahren.«

»Eigentlich hab ich das mit dem Abknallen nicht so ernst gemeint«, sagte ich.

»Schade«, meinte Connie.

Lula schob ihre Pistole wieder in ihre Shorts. »Ja, das ist eine echte Enttäuschung.«

»Also, wo ist er? Ist er da?«

»Hey, Vinnie!« schrie Connie. »Stephanie will dich sprechen.«

Die Tür zum hinteren Büro ging auf, und Vinnie schob seinen Kopf raus. »Was ist?«

Vinnie ist einsfüfundsechzig groß, schaut aus wie ein Wiesel, denkt wie ein Wiesel, stinkt wie eine französische Hure und war mal in eine Ente verknallt.

»Das weißt du doch ganz genau!« gab ich zurück, die Hände in die Hüften gestemmt. »Joyce Barnhardt! Meine Großmutter war beim Friseur und hat gehört, daß du Joyce als Ermittlerin angeheuert hast.«

»Ich hab Joyce Barnhardt eingestellt. Na und?«

»Joyce Barnhardt ist Änderungsschneiderin bei Macy's.«

»Und du hast früher mal Damenunterwäsche verkauft.«

»Das war was ganz andres. Ich hab mir den Job bei dir mit Erpressung erzwungen.«

»Genau«, sagte Vinnie. »Was willst du eigentlich?«

»Na schön!« schrie ich. »Sieh nur zu, daß sie mir nicht in die Quere kommt. Ich hasse Joyce Barnhardt!«

Und jeder wußte, warum. Im zarten Alter von vierundzwanzig, nach weniger als einem Jahr Ehe, hatte ich Joyce splitterfarnackt auf meinem Eßzimmertisch erwischt, wo sie mit meinem Göttergatten Such-die-Salami spielte. Es war das einzige Mal, daß diese Frau mir einen Gefallen tat. Wir waren zusammen zur Schule gegangen, wo sie getratscht, gelogen, Freundschaften zerstört und unter den Kabinentüren in der Mädchentoilette durchgeschaut hatte, um zu sehen, was die anderen für Schlüpfer trugen.

Sie war ein dicker Brummer mit einem wahnsinnigen Überbiß gewesen. Der Überbiß hatte sich mit Zahnspangen halbwegs regulieren lassen, und bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahr hatte sie so abgenommen, daß sie wie eine Steroid-Barbie aussah. Sie

hatte chemisch aufbereitetes rotes Haar, zu imposanter Lockenpracht auf toupiert. Ihre Fingernägel waren lang und lackiert, ihre Lippen hatten einen irisierenden Glanz, ihre Augen waren marineblau umrandet, ihre Wimpern mit mitternachtsblauer Tusche verklumpt. Sie war zirka drei Zentimeter kleiner als ich, zwei Kilo schwerer und schlug mich beim Brustumfang um zwei Cup-Größen. Sie hatte drei Ex-Ehemänner und keine Kinder. Man munkelte, sie triebe es mit großen Hunden.

Joyce und Vinnie waren wie füreinander geschaffen. Zu schade, daß Vinnie bereits mit einer ausgesprochen netten Frau verheiratet war, deren Vater »Harry der Hammer« war. Harry war seinen Papieren zufolge »Spediteur« und verbrachte viel Zeit in Gesellschaft von Männern, die breitkrepelige Filzhüte und lange schwarze Mäntel trugen.

»Mach du einfach deine Arbeit«, sagte Vinnie. »Benimm dich wie ein Profi.« Er winkte Connie zu. »Gib ihr was zu tun. Gib ihr diese neue Sache, die gerade reingekommen ist.«

Connie nahm einen braunen Hefter von ihrem Schreibtisch. »Maxine Nowicki. Angeklagt, den Wagen ihres Freundes gestohlen zu haben. Hat sich von uns die Kautionsleistung vorstrecken lassen und ist dann zu ihrem Verhandlungstermin nicht erschienen.«

Dank der von uns gestellten Sicherheitsleistung war Nowicki bis zum Verhandlungstermin aus dem Knast in die Gesellschaft entlassen worden. Nun war sie nicht vor Gericht erschienen. Oder, in Kopfgeldjägersprache, sie war NVG, nicht vor Gericht erschienen. Durch diesen rechtlichen Fauxpas hatte sich Nowickis Status geändert, sie galt jetzt als flüchtige Verbrecherin, und mein Vetter Vinnie hatte Angst, das Gericht könnte es für angebracht halten, die von ihm vorgestreckte Kautionsleistung zu kassieren.

Von mir als Ermittlerin wurde erwartet, Nowicki ausfindig zu machen und zurückzubringen. Für diese Dienstleistung würde ich zehn Prozent des Kautionsbetrags als Honorar erhalten.

Nicht schlecht, da es sich in diesem Fall nur um eine Art familiären Zwist zu handeln schien, bei dem ich nicht fürchten mußte, daß der Delinquent es sich einfallen lassen würde, mich mit einer .45er auszupusten.

Ich sah mir die Unterlagen an, die aus Nowickis Kautionsvertrag, einem Foto und einer Kopie des Polizeiprotokolls bestanden.

»Weißt du, was ich tun würde?« sagte Lula. »Ich würde mich mal mit dem Freund unterhalten. Wenn einer so angesäuert ist, daß er seine Freundin verhaften läßt, weil sie ihm seine Karre geklaut hat, hat er bestimmt keine Skrupel, sie zu verpeifen. Wahrscheinlich wartet er nur drauf, jemandem erzählen zu können, wo sie zu finden ist.«

Der Gedanke war mir auch schon gekommen. Ich las aus Nowickis Polizeiprotokoll vor: »Edward Kuntz, weiß, ledig, Alter siebenundzwanzig. Wohnsitz Muffett Street siebzehn. Von Beruf Koch.«

Ich parkte vor Kuntz' Haus und fragte mich, was der Mann, der da drinnen wohnte, für ein Typ war. Es war ein weißgestrichenes Holzschindelhaus mit knallblauen Fensterrahmen und einer mandarinroten Tür, Teil eines gut gepflegten Doppelhauses mit einem winzigen Vorgarten. Eine ein Meter hohe Marienfigur in Blau und Weiß stand auf dem perfekt gemähten Fleckchen Rasen. An der Tür des Nachbarhauses hing ein holzgeschnitztes Herz mit roter Schrift und kleinen weißen Gänseblümchen drum herum, das besagte, daß hier die Familie Glick wohnte. Das Kuntz-Haus war schmucklos.

Ich ging den Weg hinauf zur Vorderveranda, die mit grünem Allwetterteppich ausgelegt war, und läutete bei Kuntz. Ein verschwitzter, muskelbepackter, halbnackter Mann machte mir auf.

»Was gibt's?«

»Eddie Kuntz?«

»Ja?«

Ich drückte ihm meine Karte in die Hand. »Stephanie Plum. Ich bin Vollstreckungsbeauftragte des Kautionsbüros und suche Maxine Nowicki. Ich hatte gehofft, Sie könnten mir weiterhelfen.«

»Worauf Sie sich verlassen können. Sie hat meinen Wagen mitgehen lassen. So eine Frechheit!« Er wies mit seinem stoppeligen Kinn zum Bordstein hinaus. »Da steht er. Ein Glück für sie, daß sie ihn nicht ramponiert hat. Die Bullen haben sie geschnappt, als sie damit durch die Stadt gegendelt ist, und mir den Wagen zurückgebracht.«

Ich drehte mich nach dem Auto um. Ein weißer Chevy Blazer. Frisch gewaschen. Beinahe war ich versucht, ihn selbst zu stehlen.

»Sie haben zusammengelebt?«

»Ja, eine Zeitlang. Ungefähr vier Monate. Dann hatten wir Krach, und weg war sie mit meinem Wagen. Mir ging's ja gar nicht drum, daß sie in den Knast kommt – ich wollte nur mein Auto zurück. Darum hab ich die Polizei angerufen. Ich wollte meinen Wagen wiederhaben.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo sie sich jetzt aufhalten könnte?«

»Nein. Ich hab versucht, sie zu erreichen, ich wollt wieder Frieden schließen, verstehen Sie, aber ich hab sie nirgends gefunden. Ihren Job im Diner hat sie aufgegeben, und kein Mensch hat sie gesehen. Ich bin zweimal bei ihr zu Hause vorbeigefahren, aber es war nie jemand da. Ich hab ihre Mutter angerufen und zwei von ihren Freundinnen. Aber die wissen angeblich alle nichts. Kann natürlich sein, daß sie mich angelogen haben, aber ich glaub's nicht.« Er zwinkerte mir zu. »Mich lügt keine Frau an, wenn Sie verstehen, was ich meine?«

»Nein«, sagte ich. »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Na ja, ich will ja nicht angeben, aber mit Frauen kann ich's gut.«

»Ah ja.« Es konnte nur der durchdringende Duft sein, den sie so attraktiv fanden. Oder vielleicht die mit Steroiden vollgepumpten Muskeln, an der Brust so aufgebläht, daß er aussah, als brauchte er einen Büstenhalter. Aber vielleicht war es auch seine Art, sich beim gepflegten Gespräch ständig an den Eiern zu kratzen.

»Also, was kann ich für Sie tun?« fragte Kuntz.

Eine halbe Stunde später machte ich mich mit einer Liste von Maxines Freunden und Verwandten wieder auf die Socken. Ich wußte jetzt, wo Maxine ihre Bankgeschäfte erledigte, ihren Alkohol besorgte, ihre Einkäufe machte, welche Reinigung sie benutzte, wo sie sich ihr Haar machen ließ. Kuntz hatte mir versprochen, mich sofort anzurufen, wenn er von Maxine hören sollte, und ich hatte versprochen, desgleichen zu tun, wenn ich etwas von Interesse in Erfahrung bringen sollte. Natürlich hatte ich die Finger gekreuzt, als ich dieses Versprechen gab. Ich hatte den Verdacht, Kuntz' Geschick im Umgang mit Frauen bestand darin, sie soweit zu treiben, daß sie schreiend davonliefen.

Er stand auf der Veranda und beobachtete mich, als ich mich in mein Auto schob.

»Geil«, rief er. »Ich find das spitze, wenn Frauen schnittige kleine Sportwagen fahren.«

Ich bedachte ihn mit einem Lächeln, das wohl eher eine Grimasse war, und gab Gas. Ich hatte mir den CRX im Februar gekauft, verführt von einer glänzenden neuen Lackschicht und einem Tachometerstand von 12 000 Meilen. Erstklassiger Zustand, hatte der Eigentümer versichert. Kaum gefahren. Und das war nicht mal ganz gelogen. Kaum mit angeschlossenem Tacho gefahren. Aber das spielte keine Rolle. Der Preis war in Ordnung gewesen, und ich sah gut aus hinter dem Steuer. Der Auspuff hatte zwar mittlerweile ein Loch von ansehnlicher Größe, aber wenn ich die Metallica-Kassette laut genug aufdrehte, konnte ich das Knattern kaum hören. Ich hätte mir den Kauf des Wa-

gens vielleicht zweimal überlegt, wenn ich gewußt hätte, daß Eddie Kuntz ihn geil finden würde.

Zuerst fuhr ich zum Silver Dollar Diner. Maxine hatte dort sieben Jahre lang gearbeitet und keine andere Einkommensquelle angegeben. Das Silver Dollar war rund um die Uhr geöffnet und, da man dort ordentliches Essen in großen Portionen servierte, immer knallvoll. Die Klientel bestand größtenteils aus gefräßigen Dicken und sparsamen Senioren. Die Dicken pflegten ihre Teller ratzekahl leerzuessen, und die Alten ließen sich die Reste für zu Hause einpacken – abgepackte Butter, Brötchen, Beutelizeucker, halb gegessene Schollenfilets, Krautsalat, Fruchtpudding, fetttriefende Pommes. Von einer Mahlzeit im Silver Dollar konnte ein Senior gut drei Tage leben.

Das Silver Dollar lag im Stadtteil Hamilton in einer Straße, in der sich Billigläden und kleine Einkaufspassagen drängten. Es war fast Mittag, und die Gäste im Diner mampften Hamburger und dicke Schinkensandwiches mit Tomaten und Mayonnaise. Ich machte mich mit der Frau an der Kasse bekannt und fragte nach Maxine.

»Ich kann überhaupt nicht verstehen, wie sie in solche Schwierigkeiten geraten ist«, sagte die Frau. »Maxine war immer eine pflichtbewußte Person. Ausgesprochen zuverlässig.« Sie richtete einen Stapel Speisekarten gerade. »Und diese Geschichte mit dem Auto!« Sie rollte theatralisch die Augen. »Maxine ist oft mit dem Wagen zur Arbeit gekommen. Er hat ihr die Schlüssel gegeben. Und dann wird sie plötzlich wegen Diebstahl festgenommen.« Sie schnaubte angewidert. »Diese Männer!«

Ich trat einen Schritt zur Seite, um einem Paar Platz zu machen, das bezahlen wollte. Nachdem die beiden Pfefferminztaler, Streichholzheftchen und Zahnstocher eingesteckt hatten, die es für den guten Gast gratis gab, räumten sie das Feld, und ich setzte mein Gespräch mit der Kassiererin fort.

»Maxine ist zu ihrem Verhandlungstermin bei Gericht nicht erschienen«, sagte ich. »Hat sie etwas davon verlauten lassen, daß sie verreisen wollte?«

»Sie wollte Urlaub machen, und wir fanden alle, der stünde ihr zu. Sie arbeitet seit sieben Jahren hier und hat nicht ein einziges Mal Urlaub genommen.«

»Hat inzwischen jemand von ihr gehört?«

»Soviel ich weiß, nicht. Margie vielleicht. Maxine und Margie haben immer dieselbe Schicht gearbeitet. Von vier bis zehn. Wenn Sie mit Margie reden wollen, sollten Sie gegen acht noch mal wiederkommen. Um vier ist hier Hochbetrieb, da gibt's immer unser Vorabendmenü zum Sonderpreis, aber gegen acht läßt's dann etwas nach.«

Ich dankte der Frau und ging zu meinem Wagen zurück. Als nächstes wollte ich Nowickis Wohnung aufsuchen. Kuntz zufolge hatte Nowicki vier Monate lang mit ihm zusammengelebt, aber sie hatte ihre eigene Wohnung nie aufgegeben. Sie war nur ungefähr einen halben Kilometer vom Diner entfernt, und Nowicki hatte in ihrem Kautionsvertrag angegeben, daß sie dort seit sechs Jahren ihren Wohnsitz hatte. Alle früheren Wohnsitze waren ebenfalls am Ort gewesen. Maxine Nowicki war nie aus Trenton herausgekommen.

Die Wohnung befand sich in einem Wohnblock einstöckiger roter Backsteingebäude, die, um asphaltierte Parkplätze gruppiert, auf Inseln versengten Rasens standen. Nowicki wohnte in der ersten Etage mit Wohnungstür zu ebener Erde und eigener Treppe. Nicht geeignet, um einen Blick durchs Fenster zu werfen. Alle oberen Wohnungen hatten hinten kleine Balkone, aber um da raufzukommen, hätte ich eine Leiter gebraucht. Und eine Frau auf einer Leiter hätte wahrscheinlich Verdacht erregt.

Ich beschloß, das Naheliegende zu tun und einfach an ihrer Tür zu läuten. Wenn niemand öffnete, würde ich den Hausmei-

ster bitten, mich hineinzulassen. Die Hausmeister waren in der Beziehung oft sehr hilfsbereit, besonders wenn sie sich von meinem falschen Dienstaussweis ins Boxhorn jagen ließen.

Unten waren zwei Haustüren nebeneinander. Die eine war für oben, die andere für unten. Der Name auf dem Schild unter der Glocke für oben war Nowicki. Der Name auf dem andern Schild Pease.

Ich läutete bei Nowicki, und prompt ging unten die andere Tür auf. Eine alte Frau schaute heraus.

»Sie ist nicht zu Hause.«

»Sind Sie Mrs. Pease?« fragte ich.

»Ja.«

»Wissen Sie genau, daß Maxine nicht zu Hause ist?«

»Na, das möchte ich meinen. In diesen Schrottwohnungen hört man ja jeden Pups von den Nachbarn. Wenn sie da wäre, würde ich ihren Fernseher hören. Ich würd sie rumlaufen hören. Und außerdem wäre sie bei mir vorbeigekommen, um mir zu sagen, daß sie wieder da ist und um ihre Post zu holen.«

Aha! Die Frau hob Maxine die Post auf. Vielleicht hatte sie auch Maxines Schlüssel.

»Ja, aber wenn sie nun eines Abends spät nach Hause gekommen ist und Sie nicht wecken wollte«, meinte ich. »Und wenn sie dann einen Schlaganfall hatte.«

»Auf den Gedanken bin ich überhaupt nicht gekommen.«

»Es kann doch leicht sein, daß sie jetzt da oben liegt und ihren letzten Schnauffer tut.«

Die Frau verdrehte die Augen himmelwärts, als könnte sie durch Wände sehen. »Hmmm.«

»Haben Sie einen Schlüssel?«

»Ja, schon...«

»Und was ist mit ihren Pflanzen? Gießen Sie bei ihr die Blumen?«

»Sie hat mich nicht drum gebeten.«

»Vielleicht sollten wir mal raufgehen und nachschauen. Nur um zu sehen, ob alles in Ordnung ist.«

»Sind Sie mit Maxine befreundet?«

Ich hielt zwei Finger aneinandergedreht in die Höhe. »So.«

»Na ja, es kann wahrscheinlich nicht schaden, mal nach dem Rechten zu sehen. Ich bin gleich wieder da. Ich hol nur den Schlüssel aus der Küche.«

Na schön, ich hatte ein wenig geflunkert. Aber es geschah ja für eine gute Sache. Außerdem konnte sie ja wirklich tot in ihrem Bett liegen. Und ihre Pflanzen schon hinüber sein.

»Da ist er.« Mrs. Pease schwenkte den Schlüssel.

Sie drehte ihn im Schloß und stieß die Tür auf.

»Hal-loo«, rief sie mit ihrer zitternden Altfrauenstimme. »Ist jemand da?«

Als alles still blieb, schlichen wir die Treppe hinauf. Wir gelangten in einen kleinen Vorraum. Dort blieben wir stehen und spähten in das Wohnzimmer mit Eßnische.

»Na, eine tolle Hausfrau ist sie nicht«, stellte Mrs. Pease fest.

Aber Mangel an hausfraulichen Tugenden hatte mit diesem Chaos nichts zu tun. Irgend jemand hatte die ganze Wohnung auseinandergenommen. Ein Kampf hatte offenbar nicht stattgefunden, denn es war nichts beschädigt. Aber sämtliche Polster waren vom Sofa gerissen und auf den Boden geschleudert worden. Schranktüren standen offen. Schubladen waren herausgezogen und ausgeleert worden. Ich ging einmal schnell durch die Wohnung und traf mehr desselben im Schlafzimmer und im Bad an. Da hatte jemand was gesucht. Geld? Drogen? Wenn es sich um Raub handelte, war es um etwas ganz Bestimmtes gegangen; der Fernsehapparat und der Videorecorder waren nämlich unberührt.

»Die Wohnung ist durchsucht worden«, sagte ich zu Mrs. Pease. »Es wundert mich, daß Sie nichts gehört haben.«

»Wenn ich zu Hause gewesen wäre, hätt ich's bestimmt

gehört. Es muß an meinem Bingoabend gewesen sein. Ich geh nämlich jeden Mittwoch und Freitag zum Bingo. Da komm ich immer erst um elf nach Hause. Meinen Sie, wir sollten das der Polizei melden?»

»Das hätte im Augenblick wenig Sinn.« Außer daß die Polizei mir draufgekommen wäre, daß ich mehr oder weniger unrechtmäßig Maxines Wohnung betreten hatte. »Wir wissen ja nicht mal, ob was gestohlen worden ist. Am besten ist es wahrscheinlich, wir warten, bis Maxine nach Hause kommt, und überlassen es ihr, die Polizei zu benachrichtigen.«

Wir entdeckten keine Pflanzen, die Wasser brauchten, huschten auf Zehenspitzen wieder die Treppe hinunter und schlossen unten ab.

Ich gab Mrs. Pease meine Karte und bat sie, sich bei mir zu melden, wenn sie etwas Verdächtiges hören oder sehen sollte.

Sie sah sich die Karte an. »Ah, eine Kopfgeldjägerin«, sagte sie überrascht.

»Man tut, was man tun muß«, entgegnete ich.

Sie sah auf und nickte zustimmend. »Ja, das ist vermutlich wahr.«

Ich sah mit zusammengekniffenen Augen zum Parkplatz hinüber. »Soweit ich informiert bin, fährt Maxine einen vierundachtziger Fairlane. Der steht aber nicht hier.«

»Mit dem ist sie weggefahren«, erklärte Mrs. Pease. »War eine ziemliche Plage dieses Auto. Immer war irgendwas kaputt. Aber ich hab gesehen, wie sie ihren Koffer reingeworfen hat und abgebraust ist.«

»Hat sie was gesagt, wohin sie wollte?«

»Urlaub.«

»Das war alles?«

»Ja«, sagte Mrs. Pease. »Sonst ist Maxine immer sehr gesprächig, aber diesmal hat sie keinen Ton gesagt. Sie hatte es eilig, und sie hat keinen Ton gesagt.«

Nowickis Mutter wohnte in der Howser Street. Sie hatte die Kautions bei uns beantragt und als Sicherheit dafür ihr Haus geboten. Auf den ersten Blick schien das für meinen Vetter Vinnie eine todsichere Sache zu sein. Aber in Wirklichkeit ist es ein Riesentheater, jemanden aus seinem Haus rauszukriegen, und der Beliebtheit in der Gemeinde ist es auch nicht zuträglich.

Ich holte meinen Stadtplan raus und suchte die Howser Street. Sie war im Norden von Trenton. Ich fuhr also den Weg zurück, den ich gekommen war, und entdeckte, daß Mrs. Nowicki nur zwei Straßen von Eddie Kuntz entfernt wohnte. Dasselbe Viertel gepflegter Häuser. Bis auf das Haus der Familie Nowicki. Es war ein Einfamilienhaus, und es war eine Bruchbude. An den Mauern blätterte die Farbe, auf dem Dach fehlten Schindeln, die Vorderveranda hing schief vor Altersschwäche, im Vorgarten war mehr Dreck als Gras.

Ich stieg vorsichtig die morschen Verandastufen hinauf und klopfte an die Tür. Die Frau, die mir öffnete, war verblichener Glanz in einem Bademantel. Es war Nachmittag, aber Mrs. Nowicki sah aus, als hätte sie sich gerade erst aus dem Bett gewälzt. Sie war vielleicht sechzig, mit einem Gesicht, das vom Alkohol und von den Enttäuschungen des Lebens verwüstet war. Ihre kalkweiße Haut trug noch Spuren von Schminke, die sie vor dem Zubettgehen nicht entfernt hatte. Ihre Stimme hatte das heisere Timbre von mindestens zwei Schachteln Zigaretten pro Tag, und ihr Atem war hundertprozentig.

»Mrs. Nowicki?«

»Ja«, sagte sie.

»Ich suche Maxine.«

»Sind Sie eine Freundin von ihr?«

Ich gab ihr meine Karte. »Ich bin bei der Agentur Plum. Maxine ist zu ihrem Gerichtstermin nicht erschienen. Ich bemühe mich, sie zu finden, damit wir einen neuen Termin mit ihr vereinbaren können.«

Mrs. Nowicki zog eine gemalte braune Augenbraue hoch.
»Ich bin doch nicht von gestern, Kleine. Sie sind Kopfgeldjägerin und haben's auf meine Tochter abgesehen.«

»Sie wissen nicht, wo sie ist?«

»Ich würd's Ihnen auch nicht sagen, wenn ich's wüßte. Die taucht schon wieder auf, wenn's ihr paßt.«

»Sie haben Ihr Haus als Sicherheit für die Kautions angeboten. Wenn Maxine sich nicht meldet, könnten Sie Ihr Haus verlieren.«

»Na, das wär wirklich tragisch.« Sie kramte in der Tasche ihres Chenillebademantels und zog eine Packung Kool heraus.
»Die von *Haus und Garten* wollen schon ewig einen Fototermin, aber ich find einfach die Zeit nicht.« Sie schob die Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an. Sie inhalierte tief und musterte mich mit zusammengekniffenen Augen durch die Rauchschwaden.
»Ich bin fünf Jahre Steuern schuldig. Wenn Sie dieses Haus haben wollen, müssen Sie eine Nummer ziehen und sich hinten anstellen.«

Manchmal sind Leute, die ihre Kautions verfallen lassen, ganz einfach zu Hause und versuchen, so zu tun, als wäre alles in bester Ordnung; als würde das ganze Problem sich in Luft auflösen, wenn sie die Vorladung zur Verhandlung ignorieren. Ich hatte ursprünglich geglaubt, Maxine Nowicki gehörte zu diesem Typ. Sie hatte keinerlei Vorstrafen, und es lag ja nichts Schwerwiegendes gegen sie vor. Sie hatte wirklich keinen Grund zu türmen.

Jetzt war ich nicht mehr so sicher. Die gute Maxine kam mir allmählich nicht mehr ganz kosher vor. Ihre Wohnung war durchsucht worden, und ihre Mutter hatte mir den Eindruck vermittelt, daß Maxine vorläufig vielleicht gar nicht gefunden werden wollte. Ich setzte mich wieder in meinen Wagen und dachte mir, daß meine Überlegungen weit fruchtbringender sein würden, wenn ich dazu ein Donut aß. Ich fuhr also quer durch die Stadt nach Hamilton und parkte vor der Tasty-Pastry-Bäckerei.

Als ich noch in der High-School gewesen war, hatte ich als Aushilfe in der Bäckerei gearbeitet. Seither hatte sich dort kaum was verändert. Derselbe grün-weiße Linoleumboden. Dieselben blitzenden Glasvitrinen mit italienischem Gebäck, Schokoladenplätzchen, Biscotti, Amarettini, frischem Brot und Mokkakuchen. Derselbe appetitliche Geruch nach frischem Teig und Zimt.

Lennie Smulenski und Anthony Zuck backen die Leckereien im Hinterzimmer in großen Stahlöfen und Riesenfriteusen. Wolken von Mehl und Zucker rieseln auf die Arbeitstische und den Boden und machen ihn glatt und rutschig. Und gewaltige Mengen Fett finden täglich ihren Weg direkt aus den Großpackungen in Trentoner Bäuche.

Ich nahm zwei Cremedonuts und steckte ein paar Servietten ein. Als ich rauskam, stand Joe Morelli ganz lässig an meinem Wagen gelehnt. Ich kannte Joe Morelli seit Ewigkeiten. Erst als frechen kleinen Jungen, dann als gefährlichen Teenager. Und schließlich als den Typen, der mich mit achtzehn eines Tages nach der Arbeit hinter der Eclair-Vitrine verführte und meiner Jungfräulichkeit beraubte. Morelli war jetzt bei der Polizei, und an die Wäsche würde er mir höchstens unter Todesandrohung noch mal kommen. Er war bei der Sitte und machte den Eindruck, als wüßte er einiges zum Thema aus persönlicher Erfahrung. Er trug eine verwaschene Levi's und ein marineblaues T-Shirt. Sein Haar war zu lang, und sein Körper war vollkommen schlank und muskulös mit dem knackigsten Hintern von ganz Trenton ... vielleicht sogar der Welt. Zum Reinbeißen.

Ich hatte allerdings nicht die Absicht, mir an Morelli die Zähne auszubeißen. Er hatte eine äußerst enervierende Art, von Zeit zu Zeit unversehens in meinem Leben aufzutauchen, mir nichts als Frust zu machen und dann in den Sonnenuntergang zu verschwinden. Gegen sein plötzliches Auftauchen und Verschwinden konnte ich nicht viel tun, aber gegen den Frust

schon. Morelli war bei mir unten durch. Berühren verboten, war mein Motto.

Er lachte mich strahlend an. »Du willst doch diese beiden Donuts nicht ganz allein essen?«

»Doch, das habe ich vor. Was tust du denn hier?«

»Bin zufällig vorbeigekommen und hab deinen Wagen gesehen. Ich dachte, du brauchst sicher Hilfe bei den Cremedonuts.«

»Woher weißt du, daß es Cremedonuts sind?«

»Du ißt immer Cremedonuts.«

Das letztemal hatte ich Morelli im Februar gesehen. Wir lagen innig umschlungen auf meinem Sofa, seine Hand auf meinem Schenkel, da legte plötzlich sein Piepser los, und weg war er. Um sich fünf Monate lang nicht mehr blicken zu lassen. Und jetzt stand er hier, als wäre nichts geschehen, und schnupperte an meinen Donuts.

»Lange nicht gesehen«, sagte ich.

»Ich hab undercover gearbeitet.«

Na klar.

»Okay«, sagte er, »ich hätte anrufen sollen.«

»Ich dachte, du wärst vielleicht tot.«

Das Lächeln trübte sich ein wenig. »Sollte da der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein?«

»Du bist ein Schwein, Morelli.«

Er seufzte tief. »Du hast keine Lust, die Donuts mit mir zu teilen, hm?«

Ich stieg in meinen Wagen, knallte die Tür zu und brauste mit quietschenden Reifen davon, Kurs auf zu Hause. Als ich meine Wohnung erreichte, hatte ich beide Donuts verdrückt, und es ging mir viel besser. Ich dachte über Maxine Nowicki nach. Sie war fünf Jahre älter als Kuntz. High-School. Zweimal verheiratet. Keine Kinder. Das Foto aus der Akte zeigte eine aufgedonnerte Blondine mit einer Riesenmähne, stark geschminkt und schlank, die lachend in die Sonne blinzelte. Sie hatte Schuhe

mit superhohen Absätzen an, eine schwarze Stretchhose und einen losen Pulli, dessen Ärmel zu den Ellbogen hochgeschoben waren. Der V-Ausschnitt war so tief, daß er ihren Busenansatz zeigte. Ich erwartete beinahe, hinten auf dem Bild einen kleinen Merkspruch zu finden... »Wenn Sie sich's mal nettmachen wollen, rufen Sie Maxine Nowicki an.«

Wahrscheinlich hatte sie genau das getan, was sie gesagt hatte. Wahrscheinlich hatte sie die Nase voll gehabt und war in Urlaub gefahren. Wahrscheinlich sollte ich mich gar nicht so ins Zeug legen, weil sie sowieso demnächst nach Hause kommen würde.

Und was war mit ihrer Wohnung? Das mit der Wohnung war irgendwie beunruhigend. Es verriet mir, daß Maxine größere Probleme hatte als eine simple Anklage wegen Autodiebstahls. Am besten ließ ich die Wohnung einfach außen vor. Die Geschichte brachte nur Sand ins Getriebe und hatte mit meinem Auftrag nichts zu tun. Mein Auftrag war einfach: Maxine ausfindig machen und vorführen.

Ich schloß den Wagen ab und ging über den Parkplatz. Mr. Landowsky kam hinten aus dem Haus, als ich mich näherte. Er war zweiundachtzig, und sein Brustkasten war im Lauf der Jahre so geschrumpft, daß er seine Hose jetzt bis unter die Achselhöhlen hochziehen mußte.

»Puh!« sagte er. »Diese Hitze. Ich krieg überhaupt keine Luft. Da sollte mal jemand was unternehmen.«

Ich nahm an, er spreche von Gott.

»Dieser Wettermensch von den Morgennachrichten. Der gehört erschossen. Wie soll ein Mensch bei diesem Wetter vor die Tür gehen? Und in den Supermärkten ist es eiskalt. Heiß, kalt. Ich krieg Durchfall davon.«

Ich war froh, daß ich eine Pistole besaß. Wenn ich nämlich so alt werden sollte wie Mr. Landowsky, würde ich mir die Kugel geben. Beim ersten Durchfall im Supermarkt würde Schluß sein. Peng! Aus und vorbei.

Ich nahm den Aufzug in den ersten Stock und sperrte meine Wohnungstür auf. Schlafzimmer, Bad, Wohn-Eßzimmer, unoriginelle aber adäquate Küche, kleiner Flur mit Haken an den Wänden für Mäntel, Hüte und Revolvergürtel.

Mein Hamster Rex sauste im Stand in seinem Laufrad, als ich reinkam. Ich erzählte ihm von meinem Tag und entschuldigte mich, daß ich ihm nichts von den Donuts aufgehoben hatte. Er machte ein enttäuschtes Gesicht, als er das hörte, und ich gab ihm zur Entschädigung ein paar Weintrauben, die ich noch im Kühlschrank fand. Mit den Trauben zog Rex sich in seine Suspendose zurück. Das Leben ist ziemlich einfach, wenn man ein Hamster ist.

Ich ging wieder in die Küche und hörte meinen Anrufbeantworter ab.

»Stephanie, hier ist deine Mutter. Vergiß nicht das Abendessen. Es gibt Brathähnchen.«

Samstag abend, und ich würde zum Abendessen bei meinen Eltern sein. Es war nicht das erstemal. Es war ein wöchentliches Ereignis. Ich hatte kein Eigenleben.

Ich schleppte mich ins Schlafzimmer, ließ mich auf das Bett fallen und sah dem kriechenden Fortschritt des Minutenzeigers meiner Armbanduhr zu, bis es Zeit war, zu meinen Eltern zu fahren. Meine Eltern essen um sechs. Auf die Minute. So war's immer schon. Abendessen um sechs, sonst geht die Welt unter.

Meine Eltern wohnen in einer schmalen Doppelhaushälfte auf einem schmalen Grundstück in einer schmalen Straße in einem Wohnviertel von Trenton, das nur die Burg genannt wird. Als ich ankam, wartete meine Mutter schon an der Tür.

»Wie bist du denn angezogen?« fragte sie sofort. »Das kann man doch beim besten Willen nicht als Kleid bezeichnen.«

»Das ist ein Baseballhemd von den Thunders«, erklärte ich ihr. »Ich unterstütze den lokalen Sport.«

Hinter meiner Mutter erschien Großmutter Mazur. Großmutter Mazur ist bei meinen Eltern eingezogen, kurz nachdem mein Großvater sich himmelwärts begab, um mit Elvis an einer Tafel zu speisen. Großmama ist der Auffassung, sie sei in einem Alter, wo Konventionen überholt sind. Mein Vater ist der Auffassung, sie sei in einem Alter, wo das Leben überholt ist.

»So ein Hemd brauch ich«, sagte sie jetzt. »Wetten, mir laufen sämtliche Männer in der Straße nach, wenn ich mich in so einem Ding zeige.«

»Ja, Stiva, der Bestattungsunternehmer«, brummte mein Vater, der im Wohnzimmer Zeitung las. »Mit seinem Maßband.«

Großmama hakte mich unter. »Ich hab heute eine schöne Überraschung für dich. Wart nur, du wirst staunen.«

Im Wohnzimmer wurde die Zeitung gesenkt, und mein Vater zog die Brauen hoch.

Meine Mutter bekreuzigte sich.

»Vielleicht solltest du mir sagen, was es ist«, schlug ich Großmama vor.

»Also, eigentlich sollte es ja eine Überraschung werden, aber ich werd's dir verraten. Da er ja sowieso gleich aufkreuzen wird.«

Es wurde totenstill.

»Ich hab deinen Freund zum Essen eingeladen«, sagte Großmama.

»Ich habe keinen Freund!«

»Aber jetzt hast du einen. Ich hab alles arrangiert.«

Ich machte auf dem Absatz kehrt und lief zur Tür. »Ich gehe.«

»Das kannst du nicht tun!« schrie Großmama. »Da wär er bestimmt furchtbar enttäuscht. Wir haben uns so gut unterhalten. Und er hat gesagt, es stört ihn überhaupt nicht, daß du dafür bezahlt wirst, daß du Leute umlegst.«

»Ich werde nicht dafür bezahlt, daß ich Leute umlege. Ich lege fast nie jemanden um.« Ich schlug mit dem Kopf gegen die Wand. »Ich laß mich nicht verkuppeln. Ich hasse das!«



Janet Evanovich

Aller guten Dinge sind vier

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-07145-5

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2011

Ein neuer Fall für die unerschrockene Stephanie Plum: Stephanie ist diesmal auf der Suche nach einer jungen Frau. Maxine Nowicki hat ihrem Freund das Auto geklaut, sich damit aus dem Staub gemacht und nun den Gerichtstermin platzen lassen. Doch Stephanie entdeckt schon bald, daß es bei diesem Fall um weit mehr geht. Denn in Maxines Bekanntenkreis kommt es zu einigen merkwürdigen Unfällen - und zu einem Mord.